

Sina Beerwald, 1977 in Stuttgart geboren, hat sich bislang mit sieben erfolgreichen Romanen und dem Erlebnis-Reiseführer »111 Orte auf Sylt, die man gesehen haben muss« einen Namen gemacht. 2011 wurde sie Preisträgerin des NordMordAward, 2014 erhielt sie für ihren Sylt Krimi »Mordsmöwen« den Samiel Award. Vor acht Jahren wanderte sie mit zwei Koffern und vielen kriminellen Ideen im Gepäck auf die Insel Sylt aus und lebt dort seither als freie Autorin. [www.sina-beerwald.de](http://www.sina-beerwald.de)

SINA BEERWALD

# Heringsmord

Sylt Krimi

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Lauris

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Ralf Meyer, Sylt, <http://flyfishing-sylt.de>

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2016

ISBN 978-3-95451-782-4

Sylt Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Ein Projekt der AVA international GmbH Autoren-  
und Verlagsagentur. [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

## EINS

Heute ist der 6. Juli, der große Tag. Die Rollläden an unserem Reihenendhäusle in Bopfingen sind runtergelassen, und mein Mann packt das Ersparte in den Strumpf und unseren Dackel Gustav samt Spätzlespresse in das Heiligsblechle. Einen Volkswagen T1, den wir uns vor vierundvierzig Jahren zur Hochzeit geschenkt haben und der von meinem Ernst definitiv mehr gehegt und gepflegt wird als unser Eheleben. Zu meinem Leidwesen hat er, also mein Mann, im Alter definitiv mehr Macken ausgebildet als das rote Autoblech.

Eigentlich kann jetzt nix mehr schiefgehen. Eigentlich, denke ich.

Ein eigenes Reetdachhäusle in Kampen – das wäre für uns, Frieda und Ernst Schmäzle aus dem Schwabenland, ein Traum.

Gewesen.

Denn trotz Bausparvertrag hat es leider nur zum Reihenendhäusle in Bopfingen gereicht, in das nun unsere jüngste Tochter zu Weihnachten einziehen wird. Wir wollten zur Rente so gern auf Sylt leben, richtig inmitten der Schönen und Reichen. Aber was soll's, der Schwabe an sich ist ja genügsam, und ein Hauch von Luxus weht überall auf der Insel, also: Los geht's zum Kampener Campingplatz! Dort hat mein Ernst bis zum Herbst einen Dauerstellplatz ergattert. Vor Ort müssen wir uns dann noch um eine Überwinterungsmöglichkeit kümmern. Aber kommt Zeit, kommt Rat, es ist ja erst Anfang Juli.

»Hast du die Bibel dabei?«, fragt mich mein Mann, als wir unser Dörfle am östlichsten Zipfel von Baden-Württemberg hinter uns lassen und bei Aalen-Westhausen auf die Autobahn fahren.

Mir läuft es eiskalt den Rücken runter. Ich habe an alles gedacht, wirklich an alles. Aber wie hätte ich ahnen sollen,

dass mein Ernst auf seine alten Tage noch zum Kirchgänger wird? Mit dem Thema war er schon als Sechsjähriger durch, nachdem seine Eltern an einem Sonntag bei einem Autounfall ziemlich unbarmherzig ums Leben gekommen waren.

Seine Großmutter, bei der er fortan aufwuchs und die ich, Gott sei's gedankt, nicht lange als Großschwiegermutter habe ertragen müssen, kommentierte damals dieses für meinen Mann epochale Ereignis, mit dem seine Kindheit ein abruptes Ende nahm, mit den Worten: »Wären deine Eltern am Vormittag in die Kirche gegangen, wie sich das für anständige Leute gehört, wäre der Unfall nicht passiert und sie würden noch leben.«

Von diesem Tag an wollte mein Ernst alles, nur nicht anständig sein und in die Kirche gehen.

So, und wie soll ich meinem Mann nun beibringen, dass ich, ausgerechnet ich, die immer an alles denkt, eben doch nicht an alles gedacht habe?

»Ernst, wie kommst du, um Himmels willen, auf so eine Idee? Ich weiß nicht mal, ob wir eine Bibel besitzen. Höchstens meine Konfirmandenbibel, die muss ich noch irgendwo haben. Wir könnten umdrehen und ...«

»Frieda! Ich meine den Berger-Katalog. Die Bibel eines jeden Campers.«

Ich atme erleichtert auf, weil ich das fünfhundertvierzigseitige Einkaufsparadies meines Mannes natürlich nicht vergessen habe. Allerdings bin ich beunruhigt, wenn ich an unseren Sparstrumpf denke. Da wird nämlich bald nichts mehr drin sein, weil mein Ernst garantiert alle zwölftausend Artikel dieses Händlers zum Campen benötigt. Denn wo die Begeisterung für die unnützen, aber doch so praktischen Dinge des Lebens bei meinem Mann anfängt, hört seine schwäbische Tugend auf.

Genau achthundertvierundsiebzig Kilometer auf der A7 nach Norden liegen durch die geteilte Frontscheibe vor uns – und die Straßenkarte liegt aufgeschlagen auf meinem Schoß.

Zur Sicherheit. Denn mein Ernst bringt es noch fertig, sich auf dieser schnurgeraden Strecke zu verfahren. Er ist wie dieser gute Moses, der vierzig Jahre lang durch die Wüste irrte, weil er auch nicht nach dem Weg fragen wollte.

Ich allein darf meinem Mann von der Beifahrerseite aus dezente Richtungshinweise geben – nur ja nicht zu laut oder zu aufgeregelt vorgetragen –, und so fungiere ich als sein lebendiges Navi.

Und wenn mein Ernst sich trotzdem mal verfährt, ist das Auto schuld. Ja, richtig, unser T1 ist schuld. Denn nach unserer letzten Fahrt nach Frankreich – genauer: durch Paris – habe ich meinen Mann vor die Wahl gestellt: Entweder er besorgt ein Navigationsgerät oder ich die Scheidungspapiere.

Er zog tatsächlich los und kam nach vier Stunden wieder, allerdings ohne Navi. Dafür mit einem Blumenstrauß. Ich habe ihn vor lauter Schreck gefragt, ob ich zum ersten Mal den Hochzeitstag vergessen hätte. Tatsache war aber, dass mein Ernst es nicht übers Herz gebracht hatte, seinen Bulli mit so einem zwar wirklich nützlichen, aber eben neumodischen Frevel zu verschandeln.

Mein Verständnis siegte über meinen Groll, und so haben wir uns wieder versöhnt. Daher kommt es, dass unser Bulli seither der Sündenbock ist, wenn Ernst sich mal verfährt.

Glücklich lächelnd hält mein Mann das vibrierende Lenkrad umfasst und schaut auf das spartanische Armaturenbrett, das einzig die Geschwindigkeit anzeigt. Selbst das ist eigentlich überflüssig, da es unser Heiligsblechle gerade mal auf achtzig Kilometer pro Stunde bringt und wir kaum Gefahr laufen, eines dieser sündhaft teuren Fotos von einem modernen Wegelegerer zu erhalten.

Die musikalische Untermalung während der nächsten zehn, elf Stunden wird aus dem Heulen des Lüferrads und dem tiefen Röcheln des Vergasers bestehen – ein Sound, bei dem mein Mann alle Beatles und Rolling Stones dieser Welt vergisst. Ich hätte ja lieber Radio gehört. Dann hätten wir nämlich auch die Verkehrsnachrichten mitbekommen.

Erstaunlicherweise zuckeln wir staufrei an Dinkelsbühl-Fichtenau und Feuchtwangen-West vorbei – Orte, die ich nur aus ebendiesen Meldungen kenne – und hoppeln im Rhythmus der Bodenwellen auf unserem orange-weiß bezogenen Doppelsitz weiter, bis mir zwischen Würzburg und Fulda beim Anblick unseres Dackels Gustav auf der Rückbank klar wird, dass der Erfinder des Wackeldackels wohl auch einen T1 gefahren haben muss.

Noch während ich voller Mitleid für unseren Hund überlege, wie ich meinen Mann zu einer Pause überreden könnte, heißt es vor Kassel: Stopp.

Nein, keine Rast. Stau. Und zwar von einem solchen Ausmaß, dass die Leute weiter vorn bereits ausgestiegen sind.

Hätte uns mal früher jemand sagen können, dass in NRW bereits die Sommerferien angefangen haben? Jetzt wissen wir es.

Während meinem Mann der kalte Schweiß ausbricht, besinne ich mich auf meine hausfraulichen Pflichten, denn es ist ohnehin Zeit fürs Mittagessen. Ich stelle einen großen Topf mit selbst gemachten Maultaschen auf den Gaskocher und den Klappstisch samt Stühlen auf den Grünstreifen neben den Fahrbahnrand. Es dauert nicht lange, bis sich, vom leckeren Duft angelockt, sämtliche Stau-Nachbarn zu uns gesellen und wir eine verschworene Schicksalsgemeinschaft bilden.

Auch Gustav findet dieses Picknick famos, denn für ihn fällt die eine oder andere Maultasche unter den Tisch, die er gierig verschlingt.

Als einer der Männer auf die Idee kommt, nach dem Essen noch ein leckeres Bierchen zu trinken, löst sich glücklicherweise der Stau und damit auch unsere Tischgemeinschaft auf.

\*\*\*

Nach zwölf Stunden kommen wir schließlich in Niebüll an. Noch sind wir auf dem Festland, und der Ortsname klingt

nicht gerade vertrauenerweckend, aber für Sylt-Liebhaber ist er ein Zauberwort, um dunkle Wolken aus staugeplagten Gemütern zu vertreiben.

Mir tut jeder Knochen einzeln weh. Obwohl, das stimmt nicht, meinen Hintern spüre ich gar nicht mehr. An der Auto-Verladestation des Sylt-Shuttles weiß ich dann jedoch wieder, warum ich die ganzen Strapazen auf mich genommen habe, auch wenn wir uns jetzt wieder in eine Schlange einreihen müssen. Von Kindesbeinen an und später zusammen mit meinem Mann habe ich mindestens einmal jährlich meinen Urlaub auf diesem wunderschönen Eiland verbracht. Es stimmt schon, was man über die Insel der Kontraste sagt: Entweder man liebt sie, oder man hasst sie.

Dieser herrliche, vom rauen Meer umspülte Sandknust, wo sich Sonne und dunkle Wolken im Minutentakt abwechseln können, hat einen spröden Charme. Er erschließt sich einem nicht auf den ersten Blick – allerdings habe ich mich in meinen Mann damals auch auf den ersten Blick verliebt. Vielleicht hätte ich besser hinschauen sollen. Aber ich war schon immer zu eitel, eine Brille zu tragen.

Dennoch, die Zeit hat uns zusammengeschweißt. Ihn mit seinem Bulli während Tausender Restaurierungsstunden und mich mit dem Putzlappen und den drei Kindern. Zeitweilig habe ich wirklich darüber nachgedacht, an der Garage eine Klingel samt seinem Namen anbringen zu lassen.

Trösten durfte ich mich immer mit einem Blick zum Nachbarn, der mit seinem Motorrad einen noch schlimmeren Fetisch pflegt. Heute Morgen etwa, als mein Mann sich vor unserer Abreise von ihm verabschieden wollte, hat der Herr Nachbar schon in aller Herrgottsfrüh in der Auffahrt mit Zahnseide die Chromteile seiner Harley poliert, wie Ernst mir brühwarm erzählte.

Das hatte ich gar nicht mitbekommen, obwohl mir doch sonst nichts entgeht. Muss wohl gewesen sein, als ich den Gehweg gesaugt habe. Ein gründlicher Abschied von der Kehrwoche musste sein, schließlich hat mich dieses Ritual

beinahe ein halbes Jahrhundert lang begleitet. Ebenso wie der Traum, den mein Mann und ich immer gehabt haben: ein Leben auf Sylt. Und nun wird dieser Traum wahr.

»Heiligsblechle aber au, di send jo nemme ganz gscheid. Scho widder a Preiserhöhung. Des mach i ned mit!«, poltert mein Mann im schönsten Schwäbisch los, als er am Fahrkartenautomaten das Ticket lösen will. »Wird der Autozug jetztle von Schdraßenäubern betrieben, oder wie isch des? Ich soll für fempfavierzig Minuten neunzig Euro zahlen und dazu noch zum Herrgott beten, dass das ruckelige Ding nicht ausm Gleisbett fliegt? Die haben den Shuttle doch bloß rot geschdrichen, damit man den Roschd ned sieht!«

»Beruhige dich«, sage ich und meine damit sowohl meinen Mann als auch Dackel Gustav, der das Geschimpfe seines Rudelführers mit heiser klingendem Gebell bekräftigt. »Sylt kann sich eben nicht jeder leisten, aber wir haben lange genug gespart, und außerdem müssen wir ja nur die Hälfte bezahlen, so bald wollen wir schließlich nicht zurück. Wenn überhaupt.«

»Nix da«, sagt mein Mann und fährt entgegen der Einbahnstraße durch ein hupendes Spalier wartender Autos und Campingmobile runter vom Shuttle-Gelände.

Sind ja auch bloß rund sechzig Kilometer und eine Stunde Fahrtzeit mehr bis zur dänischen Halbinsel Rømø. Von dort geht's flott mit der deutlich günstigeren Autofähre nach List auf Sylt. Ganz schön clever, mein Ernst. Und scho wieder ebbes gschpart.

\*\*\*

Unser Bulli wartet im Schiffsbauch auf uns, während wir an der Reling stehen und beobachten, wie die Insel näher kommt.

Unsere Insel.

Als Erstes erkennen wir die beiden rot-weißen Leuchttürme am Ellenbogen. Tiefblaues Wasser umspült die eigenwillige Form dieses nördlichen Inselzipfels. Der goldgelbe Sand der Dünenkette leuchtet in der Sonne, die Strände sind beinahe

menschenleer, nur am nördlichsten Punkt stehen ein paar Spaziergänger.

Die Fähre steuert so langsam durch das Lister Tief an ihnen vorbei, dass wir den winkenden Leuten fast die Hand reichen können.

Im Königshafen sind heute wieder unzählige Kitesurfer unterwegs, und ich mache mit dem Handy ein Foto von den bunten Gleitschirmen vor blauem Himmel, um es unseren drei Töchtern zu schicken. Nur noch wenige Minuten, dann werden wir anlegen und bis zu unserem Lebensende auf Sylt ankern.

Hoffentlich. Jetzt, wo der Traum Realität wird, bekomme ich doch noch Angst vor der eigenen Courage. Ich meine, ich habe mir immer gewünscht, mehr Zeit mit meinem Mann zu verbringen, wenn die Kinder erst aus dem Haus und wir beide in Rente sind. Endlich konnte ich meinen Nebenjob als Putzfrau auf dem Polizeiposten in Bopfingen an den Nagel hängen, und mein Mann muss nicht mehr die gut hundert Kilometer zum Daimler-Werk nach Sindelfingen pendeln, wo er die vergangenen drei Jahrzehnte als Scheibenwischer-Konstrukteur gearbeitet hat. Ich dachte ja, Letzteres würde ihm irgendwann langweilig werden, aber man glaubt gar nicht, was man da für eine Wissenschaft draus machen kann. Jedenfalls bekommt mein Ernst nun eine ansehnliche Rente, die uns ein gutes Leben auf Sylt ermöglichen wird, auch wenn die Ersparnisse nicht für ein Reetdachhäusle gereicht haben – allein für eine Zwei-Zimmer-Wohnung hätten wir auf Sylt fünfhunderttausend Euro hinblättern müssen. Der Verkauf unseres Häusles in Bopfingen hätte aber gerade mal für eine Anzahlung gereicht, also wird unsere jüngste Tochter dort stattdessen mit Mann und Kindern einziehen. Und wir tauschen hundertzwanzig Quadratmeter Wohnfläche gegen zwanzig Quadratmeter Wohnwagen – immerhin plus Vorzelt.

Bei dem Gedanken daran bekomme ich leichte Beklemmungen und schaue meinen Ernst an, der seine Augen mit

einer Hand gegen die Sonne abschirmt, um die Einfahrt in den Hafen zu beobachten. Seine ehemals dunklen Haare sind schütter und grau geworden, seine Brille ein Modell Stubenfliege aus den achtziger Jahren, und auch seine Kleidung stammt aus dieser Zeit. Immerhin ist das heute wieder modern und gibt ihm in seiner Sparsamkeit recht. Nur sein etwas dicker Bauch ist neueren Datums, doch wenn ich mal über seine Figur meckere, hält er mir vor, dass dieses Feinkostgewölbe mühsam erworben und bei meiner guten Küche schließlich kein Wunder sei. Seine Terence-Hill-Augen leuchten allerdings noch so unverschämt blau wie früher, und ich sehe darin manchmal wieder den Mann, in den ich mich vor einem halben Jahrhundert beim Tanztee Hals über Kopf verliebt habe, obwohl unser erster näherer Kontakt sein Fuß auf meinem war.

Mein Handy piepst. Tochter Nummer zwei wünscht uns von ihrem Arbeitsplatz in Birmingham aus eine gute Ankunft und schickt ein Foto von unserer süßen sechsjährigen Enkeltochter mit. Ich zeige es meinem Mann, der ein Handy besitzt, mit dem man tatsächlich nur telefonieren kann – was er jedoch höchst selten macht.

Nun könnte man meinen, mein Mann sei nicht sonderlich Gesprächig, was so allerdings nicht stimmt. Man kann sich stundenlang mit ihm unterhalten, wenn man sich nicht daran stört, dass seine Antwort auf eine Frage erst nach ebendieser langen Zeit kommt und sein Wortschatz nur sechs Silben zu umfassen scheint: »Ha no«, »Ha gell« und »Ah wa«.

Aber so sind die schwäbischen Mannsbilder eben. Und nicht nur die. Eine Unterhaltung mit einem waschechten Nordfriesen läuft ähnlich ab. Darum versteht sich mein Mann mit den Syltern auch so gut, beide brauchen nicht viele Worte. Ein zackiges »Moin«, bei dem man die Hacken zusammenschlagen möchte, ist oft schon der Höhepunkt des Gesprächs, und wer mit einem ausschweifenden »Moin, Moin« grüßt, gilt als geschwätzig.

»Ach, wie wunderschön.« Ich seufze, während wir das

Anlegemanöver beobachten. Im Lister Hafen herrscht um die bunten Holzhäuser herum wie immer reger Trubel, und ich kann unsere Insel schon riechen.

Gut, in erster Linie rieche ich natürlich den Duft von gebratenem Fisch von Jürgen Gosch, kurz Jünne, den wir schon seit 1972 kennen, als er in einem Anhängerwagen die nördlichste Fischbude Deutschlands eröffnete, aus der mittlerweile an gleicher Stelle ein wahrer Fischtempel und ein deutschlandweites Imperium geworden ist. An das Jahr erinnere ich mich deshalb noch so genau, weil es nicht nur unsere Hochzeitsreise und die erste Fahrt mit unserem Bulli war, sondern weil er, also mein Mann, sich bei Gosch auch jede Menge von der »einzig wahren Fischsuppe« schmecken ließ.

Was daran erinnernswert sein soll? Nun, da Jünne zu diesem Zeitpunkt noch keine Ausschankgenehmigung für Alkohol besaß, verbarg sich hinter dieser Position auf der Speisekarte ein Getränk für Eingeweihte, das Kultstatus erlangte: Brause mit Korn – im bunten Plastikschälchen serviert.

Mein Mann erreichte an jenem Tag einen Alkoholpegelstand, der legendär genannt werden muss.

»Ha gell«, stimmt mein Ernst zu und atmet genießerisch ein.

Die Fähre hat wie ein Haifischmaul ihren Bug geöffnet, und es wird Zeit, zum Auto zu gehen.

»Sollen wir uns nach diesen Strapazen zum Einstand erst mal ein richtig gutes Fischessen gönnen?«, frage ich meinen Mann, und Gustav bellt, als hätte er mich verstanden. Das Wort »Essen« kennt er mit Sicherheit.

Einen Versuch ist die Frage wert, obwohl mein Mann sonst nur zu unserem Hochzeitstag ein Restaurant betritt. Zu Hause schmeckt es nämlich mindestens genauso gut, kostet aber deutlich weniger, so seine Meinung.

Zu meiner Überraschung nickt mein Mann, und ich bin ihm dankbar, dass ich heute Abend nicht gleich wieder am Gaskocher stehen muss, schließlich haben wir nach der

Ankunft noch genug andere Sachen zu tun. Manchmal kann mein dickfelliger Brumbär doch überraschend feinfühlig sein.

Wo fährt mein Ernst denn jetzt hin? Zum großen Hafentankplatz direkt neben Fisch-Gosch muss man im Kreisverkehr doch die erste Ausfahrt nehmen, er jedoch fährt die zweite raus. Das fängt ja gut an. Einer von drei Kreisverkehren auf der gesamten Insel, und er schafft es, sich zu verfahren.

»Ernst, du hättest schon da hinten abbiegen müssen.«

Mein Mann schüttelt den Kopf, biegt bei nächster Gelegenheit links ab und hält auf einem Parkplatz an.

Ich runzle die Stirn. »Warum parkst du nicht am Hafen? Das wäre doch wesentlich näher gewesen.«

»Wohl kaum«, sagt mein Ernst und deutet auf den Eingang des örtlichen Supermarktes. »Auf sauer eingelegte Heringe mit Bratkartoffeln hätte ich heute Abend Lust, aber wenn es die nicht gibt, kannst du natürlich auch Lachssteaks kaufen, die sind in der Haushaltskasse zur Feier des Tages mit drin.«

Und scho wieder ebbes gschpart.

\*\*\*

Gut, wenn mein Ernst das so will, dann werde ich heute Abend kochen – vor Wut. Als ich mit den beiden Einkaufstaschen zum Bulli zurückkomme, lasse ich mir davon aber noch nichts anmerken. Er wird seine Überraschung erleben, und nun muss ich doch grinsen, was er natürlich falsch interpretiert.

»Gibt es heute mein Lieblingsessen?«

»Ja, ich habe saure Heringe bekommen.« Den Rest der Wahrheit verschweige ich, die wird er noch früh genug serviert bekommen – im wörtlichen Sinn.

Die breit angelegte Hauptstraße schlängelt sich an verschiedenen Geschäften vorbei aus dem Ort hinaus, und da haben wir auch schon das nächste Highlight: einen wunderbaren Ausblick auf die Lister Wanderdünen und eine Vollbremsung mit unserem überladenen T1. Der vor uns fahrende Audi

wollte sich spontan in die kleine, aber leider bereits überfüllte Parkbucht zwingen, um ein Foto zu schießen.

»Ja, Himmelherrgodsakrament, kannsch du den Hendra von deim bleeda Scheisskarra ned schneller vo dr Schdroaß lupfa?«

Wenn ich vorhin erwähnte, dass der Wortschatz meines Mannes nur wenige Silben umfasst, so sind seine Flüche davon natürlich ausgenommen. Dabei hat er für schwäbische Verhältnisse sogar noch recht nett reagiert, so knapp, wie das war. Zum Glück ist nichts passiert.

Die Heidelandschaft muss just in diesen Tagen zu blühen begonnen haben, der Duft, der zu den Seitenfenstern hereinströmt, ist betörend. Das satte Lila wirkt prächtig vor der goldgelben Wanderdüne, und ich kann schon verstehen, dass an dieser Stelle so viele anhalten.

Ich nehme mir vor, bald auch mit dem Fotoapparat zurückzukommen, das Rad zu nehmen oder die zehn Kilometer sogar zu spazieren. Vorbei an der Vogelkoje und an den idyllischen und einsamen Buchten am Wattenmeer entlang. Die Strecke ist so wunderschön, die merkt man gar nicht in den Füßen, und zurück kann ich immer noch mit dem Bus fahren.

Der nächste Ort ist bereits Kampen. Erstes Erkennungszeichen aus dieser Richtung ist der Klenderhof, ein großes weiß getünchtes Anwesen mit dem charakteristischen Zipfelturm, im Volksmund auch Axel-Springer-Burg genannt, über dem mittlerweile eine Schweizer Flagge weht.

Gleich nebenan beginnt der Hobokenweg, Deutschlands teuerste Wohngegend, wo zehn Millionen für ein Haus ein echter Schnäppchenpreis sind. Tja, nichts für Normalsterbliche wie uns, ein Reetdachhaus schöner als das andere. An den Türen findet man nur selten ein Klingelschild – auf der berühmten Whiskymeile dafür jede Menge Prominenz und Dekadenz. Und es gibt, hinter knorrigen Bäumen versteckt gelegen, den Kampener Campingplatz.

Man mag es kaum glauben, doch keine hundert Meter

vom Strönwai entfernt, wo Schönheit und Reichtum zur Schau gestellt werden – der Oldtimer frisch poliert, die Gattin beim Schönheitschirurgen restauriert –, existiert zwischen Gemeinschaftsdusche und Chemietoilettenentsorgungsstation ein Paradies für Sylt-Camper. Und genau dort wollen wir jetzt hin.

Ich kann es kaum erwarten, auf dem Campingplatz anzukommen. Mein Ernst hat nämlich eine Überraschung für mich. Vor zwei Wochen ist er allein mit dem Zug nach Sylt gefahren, um ein paar Formalitäten zu erledigen. Außerdem hat er sich vom ordnungsgemäßen Zustand und der wunderbaren Lage unseres Dauerstellplatzes überzeugen wollen, den wir nach Zuteilung bislang nur als Nummer auf einem Plan im Internet kannten.

Bei dieser Inspizierung kam mein Mann mit der Platzwartin ins Gespräch, die ihm ihren Wohnwagen mit Vorzelt zum Kauf anbot, zu einem Preis, den selbst mein Ernst als Schnäppchen einstufte – und das will was heißen.

Also rückte er von unserem ursprünglichen Plan ab, zunächst das Lager in unserem T1 aufzuschlagen, um vor Ort in Ruhe nach einem großen und top ausgestatteten Wohnwagen zu suchen, in dem man eben nicht nur den Urlaub, sondern auf Dauer einen möglichst komfortablen Alltag leben kann.

Mein Ernst platzte bei seiner Rückkehr fast vor Stolz über seinen Kauf, machte mir gegenüber jedoch ein großes Geheimnis daraus. Ich durfte nicht einmal Bilder sehen. Er sagte nicht mehr, als dass der Wohnwagen eine Aufbaulänge von zehn Metern habe, was in Campingdimensionen gesprochen ein Leben im Palast bedeutet, und das Vorzelt mit einem traumhaft hohen Umlaufmaß von fünfzehn Metern nur eine Saison lang aufgebaut gewesen sei, also praktisch wie neu. Für so ein Kunststoffdach – noch dazu von einer Markenfirma von bestem Ruf – zahlt man im Katalog rund viertausend Euro samt Gestänge, und kurzzeitig wurde mir angst und bange.

Erst als mir mein Mann hoch und heilig versprach, unser Budget nicht überschritten und insgesamt nicht mehr als

zwanzigtausend Euro für diesen Wohnwagen ausgegeben zu haben, konnte ich wieder beruhigt schlafen und mich auf den großen Tag der Enthüllung freuen. Ein Moment, der nun gekommen ist.

Gespannt wie ein Flitzebogen steige ich aus und betrete mit meinem Mann das Gebäude der Campingplatzverwaltung.